

Wir Söhne Tells...

Autor(en): **Stauffer, E.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pionier : Zeitschrift für die Übermittlungstruppen**

Band (Jahr): **23 (1950)**

Heft 8: **Sondernummer : geistige Landesverteidigung**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-563091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rer schönsten Landstriche ab. Wo ist das Kind, das von einem solchen Vorbild nicht hingerissen, innerlich aufgebildet würde? Ist doch selbst in Kriegsnot «keiner zu klein, Helfer zu sein». O, der Schweizerknabe hat im Bereich von Geschichte und Sage seine Kameraden in der Geschichte gewählt: Walter Tell, dann den schlaun Buben, der die Luzerner Mordnacht vereitelte und den wackeren Seppli aus den Nidwaldner Schreckenstagen. Und die Mädchen haben das mutige Thurgauer Botenkind aus dem Schwabenkrieg in ihr Herz geschlossen, weil es sich von der reichsdeutschen Propaganda, die mit Zahlen auftrumpfen wollte, nicht unterkriegen liess.

Diese Hinweise mögen aufmuntern, die Geschichte nicht nur als eine Bilderfolge abzukurbeln, sondern bei den Sinnbildern und Vorbildern zu verweilen. Sie soll befruch-

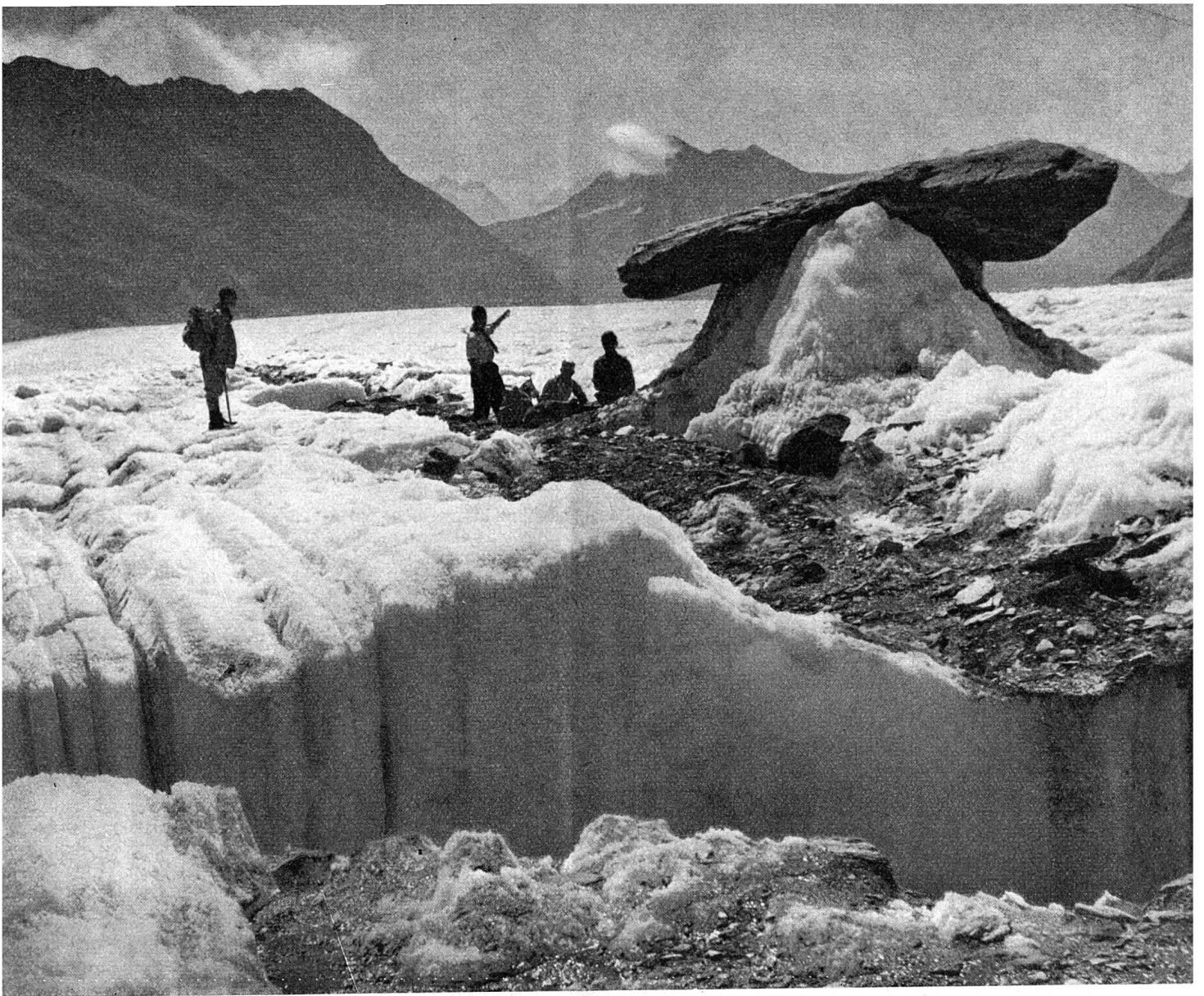
ten, nicht nur befrachten. Der Schweizerische Bundesrat schrieb am 9. Dezember 1938 in seiner aufrüttelnden Botschaft: «Die Erhaltung unserer Demokratie liegt weniger auf der Ebene des Wissens. Sie liegt auf der Ebene des Gewissens. Auf dieser Ebene muss die geistige Verteidigung unserer Demokratie einsetzen. Der Staat muss wieder das Ziel unseres Opfers werden, nicht Opfer unserer Ziele.» Der edle Eidgenosse zeichnet sich nicht dadurch aus, dass er mehr Rechte fordert, sondern stillschweigend mehr Pflichten übernimmt. Unser Bund braucht in der Mitte des Jahrhunderts einen härteren Menschenschlag, als ihn die letzte Jahrhundertwende erforderte. Wir müssen den Mut haben, «willig arm zu sein» (wie Uli Bräker, der arme Mann aus dem Toggenburg, uns ermahnt), wenn wir in der Entbehrung des Leibes die Freiheit der Seele wahren können.

Wir Söhne Tells ...

Von E. O. Stauffer

Wir Söhne Tells, wir sind einmalig, wir sind heroisch und voll ungestümen Muts, kurz, wir sind — ja, was sind wir? Sehen Sie, lieber Leser, das was wir sind, haben wir ganz höchst persönlich zu beweisen, Sie und ich. Dass unsere Vorfahren, wie uns die Geschichte lehrt, mutige, kluge und senkrechte Männer waren (wenn auch nicht immer), ist das doch wohl kaum ein Beweis dafür, dass auch wir diese Eigenschaften besitzen. Am 1. August wird sicher an vielen Stellen unseres Landes die heroisch zitternde Stimme der Festredner erklingen, die in stolzem Ahnenkult erschauert. Und was bleibt? Ein eher ungemütliches Gefühl, das sich bekanntlich immer dort einzustellen pflegt, wo Worte den sachlichen, wahrhaften Beweis nicht antreten können. Hat es wirklich einen Sinn, an einem solchen Tag sich an billigem Eigenlob zu berauschen? Die Wirklichkeit sagt so ganz anders über uns aus — und verlangt auch anderes. Allerdings ist es schon fast zu einer Manie geworden, alles Schweizerische als das «non plus ultra» darzustellen; wir vergessen nur zu leicht, dass es andere Völker gibt, die *auch* hervorragende, ebenbürtige Leistungen vollbringen. Sich daran zu erinnern, dürfte manches Mal ganz gut und heilsam sein. Es liegt mir natürlich vollständig fern, die Verdienste und hervorragenden Leistungen unserer Wissenschaft und Technik zu verkleinern, ich möchte nur nicht daraus ein Absolutes und Bestes — weil Schweizerisches — ableiten. Wenn wir uns zum Beispiel auf unsere Schulen und Universitäten als die hervorragendsten der ganzen Welt berufen, diese Einstellung kommt praktisch in sehr vielem zum Ausdruck, so erinnere ich mich stets der Worte, die ein ausländischer Pädagoge nach seinem langen Studienaufenthalt in der Schweiz gesagt hat: «Merkwürdig, die Schweiz hatte einen Pestalozzi, man ehrt ihn als den grossen Meister; warum wohl setzt man ausgerechnet in der Schweiz viele seiner wundervollen, menschlichen Erkenntnisse nicht in die Tat um? Manches geschieht im Namen dieses Mannes und grossen Christen; wehe, wenn er einmal zurückkommen sollte.» Auch hier glauben

viele Verantwortliche, indem sie Pestalozzi ein steinernes Denkmal setzen, sie hätten ihrer eigenen Tüchtigkeit eins gesetzt. Die Tatsache, dass dieser Mann ein prachtvoller Erzieher und Freund der Kinder und Armen war, ist sicher kein Beweis für die Fähigkeiten von uns Heutigen. Jeder von uns hat den Beweis selbst zu erbringen. Verzeiht, dass ich ausgerechnet den Bundesfeiertag dazu benütze, auf Unangenehmes, aber doch *auch* Schweizerisches, hinzuweisen. Aber mir scheint, dass gerade dieser Tag zu stiller Einkehr und Selbstbesinnung sehr geeignet wäre. Wir sollten uns an diesem Tage wenigstens wieder einmal auf uns selbst und auf unser Mass besinnen. Gewiss, die Geschichte unserer Vergangenheit kann für uns eine sehr grosse Bedeutung haben: sie ist Verpflichtung, sie weitet dem Einsichtigen den Blick für die Zusammenhänge, und die Wiederholungen menschlicher Schlechtigkeit und Intrige, wie auch die der Beweise mannhafter Tugend; im Vergleich und Zusammenhang zur Gegenwart werden sie zu lebendigen Lehrmeistern. Sich jedoch mit den Taten der Ahnen zu brüsten, ist nicht nur unsinnig und geschmacklos, sondern auch äusserst gefährlich: sie lullt unser soziales Gewissen in wohlige Satttheit und Zufriedenheit. Wie viele Menschen sind mir doch schon begegnet, die überzeugt sind, dass die Schweiz bereits am Ende jeder sozialen Entwicklung angekommen ist. *Alles* sei bereits zum besten bestellt. Diesen Menschen müsste man all das zeigen, was noch nicht in Ordnung ist bei uns. In der Schweiz brauche niemand zu hungern? Brauchte — nein, gewiss nicht, es brauchte niemand. Aber es gibt Menschen bei uns, die hungern, weil sie zu stolz sind, dem unpersönlichen Amtsschimmel ihre Not einzugestehen. Ich habe Menschen hungern gesehen, nicht irgendwo in der Welt, bei uns in der Schweiz. Es kommt mir dabei nicht auf die Zahl dieser Einzelfälle an, sondern nur darauf, dass solche Not bei uns überhaupt möglich ist. Sie glauben mir nicht? Kommen Sie zu mir, ich werde Ihnen aus meinem Leben erzählen. Es ist nicht ein Leben aus dem letz-



An das Vaterland

von Adolf Frey (1855–1920)

Du bist das Land, wo von den Hängen
Der Freiheit Rosengarten lacht,
Und das in hundert Waffengängen
Der Ahn zur Heimat uns gemacht.

Wenn uns in fremder schöner Ferne
In weichen Armen wiegt das Glück,
Es treibt uns unter deine Sterne,
In deine treue Hut zurück.

Wir wollen deine Waffen schmieden,
Wir wollen deinen Grund besän
Und standhaft in der Berge Frieden
Der Schickung in das Antlitz sehn.

Was uns an Erdengut versinken,
An Wonnen uns entschwinden mag,
Wir wollen deine Lüfte trinken
Bis zu des Herzens letztem Schlag.

Und ruft das Horn in rauhen Tagen,
Daß wir uns um die Fahne reihn,
Wir wollen alles für dich wagen
Und frei sein oder nicht mehr sein.

ten Jahrhundert. Die Menschen, die glauben, die Schweiz könne nicht mehr wachsen, hinaufwachsen, sie müssten heute alle Arbeitsplätze sehen, die Arbeitsmethoden, die die menschliche Würde des Arbeitenden verletzen, die es auch bei uns noch gibt. Wer weiss, vielleicht könnten wir sie dadurch veranlassen, mit aller Kraft daran zu arbeiten, dass alles, was noch nicht in Ordnung ist bei uns, in Ordnung gebracht wird.

Auch diejenigen, an verantwortungsvollen Posten durch das Volk gestellt, die glauben, die Verfassung sei etwas, was je nach parteipolitischer Notwendigkeit oder Verwaltungstechnischer Zweckmässigkeit umgebogen und verletzt werden könne, sollten heute, am 1. August, in sich gehen und daran denken, welches Vertrauen ihnen die Verantwortung übergab. Dieses Vertrauen erwartet von ihnen nicht Verfassungsbruch und Zweckinterpretation, sondern mannhaft, saubere Haltung.

Noch viele Schatten gäbe es am heutigen Tage aufzuzeigen. Doch mit denen, die alle diese Schattenseiten ken-

nen, die sie am eigenen Leibe, an der eigenen Seele erleben, die dadurch verbittert wurden und nichts anderes mehr sehen können, mit denen möchte ich durch unser Land wandern und durch andere Länder: sie *müssten* den Glauben wieder finden, wenigstens wenn sie ehrlich wären. Denn: Begegnen wir auch vielen Schatten in unserem Lande, so ist doch die Helle und das Licht unsagbar gross! Wie es in unserem Hause ausschaut, dafür sind wir allein verantwortlich; du und ich! Niemand anderem können wir die Schuld abgeben. Und wenn einer hungert oder unwürdig leben muss, dann sind du und du und ich schuld: weil wir unser Herz und unsere Augen verschlossen haben vor den andern. Und dabei sind wir eine *Eid-Genossenschaft*. Gehen wir mit uns selbst zuerst einmal zu Gericht und fragen uns: Habe ich wirklich alles getan und tue ich stets alles, um unser Haus schöner, würdiger und besser zu gestalten? Wieviele dürfen diese Gewissensfrage mit «Ja» beantworten? Die ehrlichste Antwort darauf gibt uns die Stimmbeteiligung bei Abstimmungen. Hier ist der Beweis

Joh. Heinrich Pestalozzi (1746 bis 1827) ist wohl einer der bedeutendsten Männer unserer Geschichte. Dieser Menschenfreund war einer unserer grossen Mahner, ein Mensch der erkannte, dass die Grösse unseres Landes nur in der Menschlichkeit und der Erziehung zur Menschlichkeit gesucht werden kann. Seine humanitären Grundsätze gelten nicht nur der Schweiz, sondern der ganzen Welt; aber wir, die wir unsere Heimat das Land Pestalozzis nennen dürfen, haben als erste die Pflicht, seinen wahrhaft menschlichen Grundsätzen nachzuleben und die Erziehung unseres Volkes und die Einrichtung unseres Staates im Geiste Pestalozzis zu gestalten: «Lasst uns Menschen werden, damit wir Bürger, damit wir Staaten werden können.»

Joh. Henri Pestalozzi (1746–1827), l'un des plus grands hommes de notre histoire. Cet ami des hommes sut nous montrer que la grandeur de notre petit pays ne saurait être ailleurs que dans son humanité et dans le développement de ce sens de l'amour du prochain. Les principes humanitaires qu'il exprimait ne sont pas valables pour la Suisse seulement, mais bien pour le monde entier. C'est à nous, cependant, qui pouvons appeler patrie la terre de Pestalozzi, de mettre les premiers en pratique ses préceptes et de former notre Etat dans son esprit: «Devenons des hommes, afin de devenir des citoyens, et des Etats.»



erbracht, dass ein ungeheuer grosser Teil unseres Volkes ganz einfach darauf verzichtet von seinem königlichen Recht der Mitbestimmung — allerdings auch der Mitverantwortung — Gebrauch zu machen. Sie erklären, dass «man ja doch nichts machen könne» und haben dabei noch niemals versucht, «etwas zu machen». Die Selbstbestimmung ist für viele Menschen ein Ding, über das sich nicht lohnt, nachzudenken. Ich möchte die Menschen sehen, die heute unsere demokratische Staatsform, den Aufbau von unten nach oben, mit seinen grossen Möglichkeiten des Rechtsstaates, zynisch belächeln aus Unverstand — oder sie auch befehlen —, ich möchte sie sehen, wenn eines Tages ein Fremder für sie denken und handeln würde, wenn sie sich nicht mehr über freie Tage, Ferien und Sonntage sorgen müssten, wenn sie nicht mehr zu bestimmen hätten über Berufswahl, Berufslehre und Wohnort usw. usw. . . . Dann würde wahrscheinlich leise die allerdings zu späte Erkenntnis aufdämmern: Man hätte damals . . . ! Das verlorene Licht würde riesengross aus der Vergangenheit herüberleuchten, die Schatten, die damals so übermächtig schienen, wären das geworden, was sie je und je waren: dunkle Punkte in einer Fülle von Licht. Auch das Wort «Freiheit» hätte wieder einen anderen Klang, einen sehr empfindbaren Sinn. Es wäre nicht mehr zu verwechseln mit Frechheit. Wie wenige machen sich doch heute Gedanken über ihre Freiheit und über die der andern. Ich machte einmal, es war während des letzten Aktivdienstes, den Versuch, eine grosse Anzahl Frauen und Männer zu befragen, was die Freiheit sei. Das Ergebnis war erschütternd: von zynischer Bemerkung bis zum dummdreisten Spott war alles vorhanden. Nur einige Einzelne antworteten ernsthaft. Ich stellte darauf die Frage: Was ist Luft? Darüber lohnt sich auch nicht nachzudenken. Wenn wir alle, die nicht wissen, was Luft ist, an einen Lawinengang stellen und zwei, drei Minuten verschütten, sie nach dieser Zeit wieder aus ihrem Grab befreien, dann allerdings werden sie sehr genau wissen, was das ist — Luft. Wie lange müssten wir wohl im eiskalten Grab dahinsiechen, wenn uns jemals unsere Luft,

die wir brauchen zum Leben, die Freiheit, genommen wäre? Es kann niemals eine Diskussion darüber geben, ob wir unsere Eigenstaatlichkeit und Selbständigkeit verteidigen sollen oder nicht. Wer sie ernsthaft in Frage stellt, es gibt solche Individuen, die um politischen Judaslohn «Friedensbeschlüsse» fassen würden, der muss als das bezeichnet und behandelt werden, was er ist: als ein Verräter. Das hat alles mit Militarismus nichts zu tun, denn es wird sicher nicht mancher behaupten wollen, er sehne sich nach dem WK, wir sind nun einmal nicht Soldaten, um zu töten, wir sind Soldaten, weil wir leben wollen.

Die Tage, in denen wir leben, sind ernst und voll gefährlicher Spannungen. Wir wissen nicht, wann diese Spannung reissen wird. Um so mehr haben wir allen Grund uns heute auf uns selbst zu besinnen und in unserem Haus zum Rechten zu schauen. Jeder an seinem Platz, jeder nach seinem besten Können. Wenn ich an die Probleme denke, die von uns noch gelöst werden müssen, an die Dinge, die viele Frauen und Männer in unserem Schweizerland verbittern und sie hindern, objektiv zu denken, dann erinnere ich mich jeweilen an mein eindrücklichstes Kriegserlebnis: Es war im ersten Winterfeldzug in Finnland; wir standen damals an der Ladogafront. Ich hatte mich mit einem einfachen, prachtvollen finnischen Soldaten sehr befreundet, der im Zivilleben Holzfäller war. In den wenigen Ruhestunden erzählte er mir voll Heimweh von seinem Zuhause, von seiner harten Arbeit, seinen Nöten und Sorgen. Er hatte ein hartes und beschwerliches Dasein in den grossen Wäldern. Kurz nach einem solchen Gespräch wurde er schwer verletzt. Ein grosser Splitter zertrümmerte ihm das rechte Bein. Nach einigen Tagen konnte ich ihn im Lazarett besuchen. Ruhig lag er da; doch auf meinen unvorsichtigen, mitleidvollen Blick, mit dem ich die Stelle des fehlenden Beines streifte, nahm er meine Hand in die seine und lächelte müde: «Schlimm, nicht wahr, für einen Holzfäller? Aber weisst du, Finnland ist das andere Bein auch noch wert.» — Verstehen Sie, dass ich in die kalte Nacht hinaustreten und an Zuhause und an die Eidgenossen denken musste?

Gegen die Verfassung

Von Jeremias Gotthelf (1797—1854)

Nimmer und nimmer dürfen wir es vergessen, und das ist ein Unterschied, der sein soll zwischen uns und anderen Völkern, solange wir Schweizer sein wollen, zwischen der Weisheit unserer Väter und der Lehre, welche in der Welt gilt: dass die Kraft bei uns im einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus ist, während andere Völker ihre Kraft in der Masse suchen und der Masse Kraft in ihrer Grösse und ihrer Verkittung. Um den Einzelnen kümmert

sich keiner, und von keinem wird ein Heil erwartet. Die Folgen dieses Übelstandes werden einst blutig leuchten über Europa. Denn er ist ein unchristlicher und ist geradezu aller brüderlichen Liebe, allem sittlichen Ernst feindlich. Wir Schweizer verwerfen noch solche Lehre . . . uns ist der Einzelne Augenmerk und Hauptsache. Jeder für sich soll der rechte sein, dann wird auch das Volk in Masse als das rechte sich darstellen.